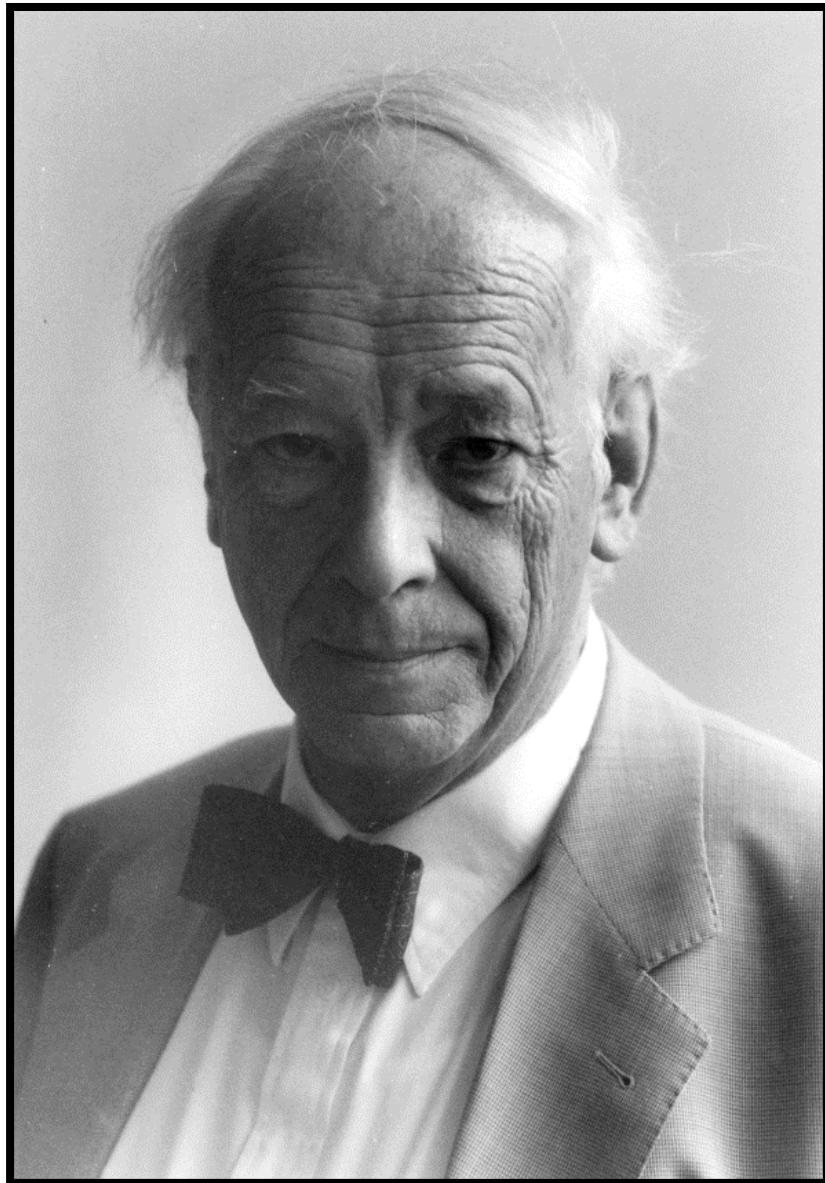


**UNIVERSITÄT HEIDELBERG**  
**MAX-WEBER-INSTITUT FÜR SOZIOLOGIE**



**AKADEMISCHE GEDENKFEIER**  
**PROF. DR. DR. h.c. M. RAINER LEPSIUS**  
(8. MAI 1928 – 2. OKTOBER 2014)

Wolfgang Schluchter (Hg.)

In memoriam

**Prof. Dr. Dr. h.c. M. Rainer LEPSIUS**

8. Mai 1928 – 2. Oktober 2014

**Akademische Gedenkfeier**

**2. Oktober 2015**

Heidelberg, im November 2015

**AKADEMISCHEN GEDENKFEIER FÜR  
PROF. DR. DR. h.c. M. RAINER LEPSIUS**

**am Freitag, dem 2. Oktober 2015, 16 Uhr s.t.**  
in die Alte Aula der Universität Heidelberg,  
Universitätsplatz

**PROGRAMM**

*Musikalischer Auftakt*

**Begrüßung**

Prof. Dr. Markus Pohlmann, Heidelberg

**Disziplinäres**

*M. Rainer Lepsius als Soziologe*

Prof. Dr. Dr. h.c. Wolfgang Schluchter, Heidelberg

*Musikalisches Intermezzo*

**Interdisziplinäres und Internationales**

*M. Rainer Lepsius und die Politische Wissenschaft*

Prof. Dr. Peter Graf Kielmansegg, Mannheim

*M. Rainer Lepsius und die Sozialgeschichte*

Prof. Dr. Dr. h.c. Dieter Langewiesche, Tübingen

*Erinnerungen an M. Rainer Lepsius*

Prof. Dr. Pietro Rossi, Turin

*Musikalischer Ausklang*

Im Anschluss an die Gedenkfeier lädt Oliver Lepsius zu einem Empfang in der Bel Etage der Alten Aula der Universität ein.

*Markus Pohlmann*

## Begrüßung

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

ich begrüße Sie ganz herzlich zur Gedenkfeier für Rainer Lepsius und freue mich darüber, dass Sie, zusammen mit uns, sich seiner am Jahrestag seines Todes erinnern wollen.

Rainer Lepsius war kein Freund von Feiern, und er hätte wahrscheinlich zu dem Ansinnen einer Gedenkfeier gesagt, dass man nicht so viel Aufhebens um eine Person, und schon gar nicht um die seine, machen solle. Dahinter steckte nicht einfach nur Bescheidenheit, sondern auch Argwohn gegenüber Systemen, die ein solches Aufheben als „Personenkult“ inszenierten. Wir haben uns aber entschieden, seiner heute trotzdem zu gedenken, auch wenn uns sein hintergründiges Lächeln darüber sehr fehlt. Gefreut hätte ihn diese Feier sicherlich – nicht als akademische Zeremonie, sondern als fortgesetzter wissenschaftlicher Austausch mit ihm unter – zugegebenermaßen – erschwerten Bedingungen. Daran wollen wir uns heute halten. Wir wollen sein Werk in den verschiedenen disziplinären Verwurzelungen diskutieren, es in unseren Gedanken fortführen.

Natürlich bleibt der Anlass für uns ein trauriger, das wollen wir nicht überspielen, aber gleichzeitig wollen wir den Raum öffnen für ein klein wenig Ironie und fröhliche Wissenschaft – wie sie Lepsius zeit seines Lebens eigen waren.

Ich begrüße Sie hier im Namen eines Instituts, dem Max-Weber-Institut für Soziologie, dem Rainer Lepsius seit den frühen achtziger Jahren bis zum Ende seines Lebens eng verbunden blieb. Auch nach seiner Emeritierung im Jahre 1993 war er mindestens einmal pro Woche am Institut zugegen und erledigte mit Unterstützung von Frau Chaluppa die ihm verbliebenen akademischen Aufgaben und seine Korrespondenz. Aber er war niemals eine unnahbare graue Eminenz, sondern blieb mit viel Sarkasmus am Institutsgeschehen interessiert – auch wenn er zunehmend deutlich machte, dass dies nicht mehr seine

akademische Welt sei. Niemals jedoch mit der Vorstellung, dass die seine besser gewesen sei, sondern immer in dem Bewusstsein, dass sich mit den neuen universitären Institutionenordnungen weder weniger noch mehr, sondern einfach nur andere Irrationalitäten eingeschlichen hatten.

Rainer Lepsius blieb zeit seines Lebens ein streitbarer Intellektueller, und so mancher Gastredner, der zu einem Vortrag in unser Institutskolloquium eingeladen wurde, fand sich unversehens in der „Höhle des Löwen“ wieder und war froh, das Institut wenigstens physisch unversehrt verlassen zu können. Intellektuell unbeglückt kamen aber die wenigsten davon. Sie mussten ihr „Stehvermögen“ unter Beweis stellen und verließen Heidelberg bestenfalls geläutert. Erst die zunehmende Altersmilde der beiden Kombattanten, Rainer Lepsius und Wolfgang Schluchter, ließ in den letzten Jahren wieder mehr Fortüne bei den eingeladenen Rednern zu.

Rainer Lepsius war vielseitig, hatte zahlreiche Talente und Neigungen, aber von sich selbst sagte er immer, dass er etwas zu faul sei. Während ihm öffentliche Reden oder Vorträge leichtfielen, bekundete er oft, dass es ihn anstrenge, das Gesprochene druckfertig zu machen. Den ca. 250 Schriften, die sein Schriftenverzeichnis umfasst, ist das aber nicht anzumerken. Ganz im Gegenteil: Sie zeugen von einer historisch-abstrakten Herangehensweise, die unterhalb großer Theoriesystematiken – die Rainer Lepsius immer ablehnte – klare soziologische Linien in historische Betrachtungen einzog. Rainer Lepsius folgte darin auf seine Art Max Weber, ohne dessen Emphase für allgemeine soziologische Begrifflichkeiten zu teilen. Das ließ ihn scheinbar leichtfüßige historische Stücke verfassen, die sich dann aber in ihrer Präzision und Wirkkraft als schwere Geschütze entpuppten. Diese Mischung zwischen leichter Brillanz und schwerer intellektueller Artillerie machte seine Vorträge immer wieder zu einem Erlebnis. Denn Rainer Lepsius war – bei allen anderen Talenten – zuallererst ein begnadeter Vortragender, ein brillanter Redner. Auch hierin blieb er über die Jahre hinweg dem Institut treu verbunden. Seien es Konferenzen und Kamingsgespräche, sei es die „Lange Nacht

---

der Wissenschaft“ oder seien es Führungen durch das Max-Weber-Haus, Rainer Lepsius war immer bereit, sein Publikum mit seinem kundigen Wissen, seinem Scharfsinn, aber auch seinen Lebenserfahrungen zu faszinieren. Wie er das tat, ist für uns unvergesslich.

Aber auch Lepsius' Botschaften hatten es in sich. Nicht nur jene über Max Weber, sein Werk und seine Liebschaften. Sondern für Rainer Lepsius war klar, dass wir die soziologischen Konsequenzen aus dem Sachverhalt zu ziehen hatten, dass dieselben Menschen ihre Handlungen einmal an einer Diktatur in grotesker Gestalt und mit massenmörderischen Folgen orientieren konnten und wenig später – nach dem Untergang derselben – das institutionelle Spiel der Demokratie genauso virtuos beherrschten. Das ließ für ihn nur eine Schlussfolgerung zu: Menschen sind diffus in ihren Orientierungen und daher auf Institutionen angewiesen, die ihnen Richtung geben. Erst Institutionenordnungen, die auf Ideen und Interessen basieren und dabei einen Teil ihrer Folgen externalisieren können, geben den Menschen eine Struktur, die ihr Zusammenleben zum Guten oder zum Schlechten organisiert. Hier erfuhr die Institutionentheorie für Rainer Lepsius ihre substantielle Begründung und hier wurde die soziologische Institutionenanalyse zu einem Programm, das auch dank Rainer Lepsius und Wolfgang Schluchter zu einer grundlegenden Ausrichtung des Instituts wurde. Allerdings dachte Lepsius die Konsequenzen seiner Botschaft nie theoretisch radikal. Er verbreitete sie vielmehr in einer Vielfalt historischer Bilder, die uns bis heute faszinieren. Auch darin spiegelte sein Werk die intellektuellen Traditionen der vielzähligen großbürgerlichen Lepsius-Familie.

Ich denke, ich für meinen Teil habe nun genug zu Rainer Lepsius gesagt, und gebe den Stab nun an andere, weitaus kompetentere Kenner seines Werkes weiter. Doch bevor ich dies tue, soll er noch einmal selbst zu Wort kommen. Denn was wäre eine Konferenz, eine Gedenkfeier ohne ihn. Er fehlt uns sehr.

Es folgte ein Video mit einem Ausschnitt aus einem seiner letzten Vorträge.

## M. Rainer Lepsius als Soziologe

M. Rainer Lepsius verstand sich als Soziologe, freilich als ein Soziologe der besonderen Art. Nicht alles, was unter diesem Namen firmiert, hielt er für satisfaktionsfähig. Doch hören wir ihn selbst. „Soziologie“, so sagte er es einmal in einem Interview, „soll das Leben, das wir führen, unter der Annahme analysieren, es werde von Faktoren bestimmt, die in der Vergesellschaftung der Menschen ihren Ursprung haben.“ Und er fuhr fort: „Soziologie zwingt zur Abstraktion von der unmittelbaren Wahrnehmung, hinterfragt sozialmoralische Selbstverständnisse, bricht politische Überzeugungen“, sie besitze deshalb kaum ästhetische Qualitäten, sei auch nicht erheiternd<sup>1</sup> – man ist geneigt hinzuzufügen: anders als er selbst, vor allem, wenn er seine dialektgefärbten Geschichten über Vorgänge und Zeitgenossen ironisch zum Besten gab. Soziologie verlange, so seine Überzeugung, einen Erfahrungszusammenhang in einen soziologischen Erkenntnisgegenstand zu überführen. Und dies sei ein schwieriges Geschäft. Er habe das Schreiben soziologischer Texte niemals als Lust empfunden, sei immer froh gewesen, wenn er einen solchen Text fertig hatte: „Mehr als 20 bis 30 Seiten kann ich nicht schreiben. Dann ist Schluss.“<sup>2</sup>

Die deutsche Soziologie führte während seiner Lebenszeit zwei große Debatten: die Auseinandersetzung zwischen den kritischen Rationalisten und den kritischen Theoretikern der Frankfurter Schule um die logisch-methodischen Grundlagen des Faches (gewissermaßen den dritten Methodenstreit, nach 1883 und 1914) und die Auseinandersetzung zwischen Jürgen Habermas und Niklas Luhmann um den richtigen gesellschaftstheoretischen Ansatz, also letztlich um die Frage: Erneuerung des Historischen Materialismus mit kommunikationstheoretischen Mitteln oder radikalisierte Systemtheorie. Von beiden Kontroversen hielt M. Rainer Lepsius Abstand. Gewiss, bei der ersten Kont-

---

1 Adalbert Hepp/Martina Löw (Hg.), *M. Rainer Lepsius. Soziologie als Profession*, Frankfurt a.M./New York 2008, S. 77.

2 Ebd., S. 48.

---

reverse galt seine Sympathie den kritischen Rationalisten, also Karl Popper und Hans Albert, seinem Mannheimer Kollegen. Auch Karl Poppers Plädoyer für eine offene Gesellschaft sprach ihn an. Bei der zweiten Debatte neigte er eher zu der Position von Jürgen Habermas, vor allem wegen ihrer politischen Implikationen. Aber weder in dem einen noch in dem anderen Fall ging es für ihn um Soziologie im engeren Sinne des Wortes. Was hier debattiert wurde, lag allenfalls im Vorfeld soziologischer Analyse, wie er sie verstand.

Es gab freilich eine dritte Debatte, in die er sich gerne eingemischt hätte. Sie wird in den Annalen der Bundesrepublik Deutschland unter dem Titel „Historikerstreit“ geführt. Dass er auch hier, trotz Aufforderung der F.A.Z., sich zu beteiligen und, trotz weit gediehener Vorarbeiten, schließlich doch schwieg, empfand er im Rückblick als einen großen Fehler. Denn hier ging es um das, was ihm als Soziologen wichtig war. Er bewunderte Jürgen Habermas, der auch in diesem Fall, wie so oft, mit Schärfe und vor allem schnell reagiert hatte. Hierzu sagte Lepsius im Rückblick: „Die Wortmeldung von Habermas war richtig im Inhalt. Sie war etwas überzogen in der Form, aber ich habe ihr zugestimmt. Dann kam diese Flut von Historikerbeiträgen, in denen alles verquatscht und unangemessen personalisiert wurde“<sup>3</sup> – und nicht nur unangemessen personalisiert, sondern, wie wir hinzufügen, auch unangemessen moralisiert.

Denn es ging dem Soziologen Lepsius bei der Betrachtung der jüngeren deutschen Geschichte nicht um die Moral von Personen, sondern, um es mit dem Titel einer seiner Aufsätze zu sagen, um die Moral der Institutionen,<sup>4</sup> d.h. um die Frage, welche Art von Institutionengefüge (Vergesellschaftung) welche Art von Lebensführung erzeugt. Gewiss, die Einsicht in die Spannung zwischen Person und Struktur (oder Institution oder Ordnung) gehört zu den Bausteinen seines Ansatzes. Daher sein Interesse an Max Webers Typus der charismati-

---

3 Ebd., S. 49.

4 M. Rainer Lepsius, „Die ‚Moral‘ der Institutionen“, in: Ders., *Institutionalisierung politischen Handelns. Analysen zur DDR, Wiedervereinigung und Europäischen Union*, Wiesbaden 2013, S. 40ff.



schen Herrschaft, mit dem dieser die Durchbrechung einer Alltags-herrschaft durch außergewöhnliche Personen modelliert (mit ihnen zugeschriebenen außeralltäglichen Fähigkeiten in Situationen der äußeren und inneren Not).<sup>5</sup> Aber auch noch solche Vorgänge sind aus der Sicht von Lepsius durch institutionelle Konstellationen mit verursacht. Dies ist mit der Formel von der Moral der Institutionen gemeint.

Eine der Leitfragen des Soziologen Lepsius lautete: „Welche Bedeutung hat der Nationalsozialismus für die doppelte Nachkriegsgeschichte (also für die DDR und die Bundesrepublik) und für das vereinigte Deutschland?“<sup>6</sup> In diesem Zusammenhang steht seine Aufforderung, die *beiden* deutschen Diktaturen zu soziologisieren (und zu historisieren), ihrer Rolle für die Gründungsgeschichte der Bundesrepublik Deutschland nachzugehen, sie nicht als Sonderformationen zu betrachten, die wegen der „Eigenart ihrer Ideologien und Herrschaftssysteme einer Einbeziehung in die deutsche Geschichte weitgehend entzogen“ sind.<sup>7</sup> Solche Exotisierung verdecke nur das dialektische Verhältnis, das zwischen Kontinuität und Bruch in der deutschen Geschichte bestehe. Stattdessen gelte es, diese Diktaturen (in ihrem ideologischen und strukturellen Aufbau und in den damit verbundenen Verhaltenskonsequenzen) untereinander und mit anderen Formationen in der deutschen Geschichte zu vergleichen, Gemeinsamkeiten und Differenzen herauszuarbeiten, um daraus mehr zu lernen als „die furchterregende Einsicht, wozu der Mensch fähig ist oder fähig gemacht werden kann“.<sup>8</sup>

---

5 Etwa M. Rainer Lepsius, „Das Modell der charismatischen Herrschaft und seine Anwendbarkeit auf den ‚Führerstaat‘ Adolf Hitlers“, in: Ders., *Demokratie in Deutschland. Soziologisch-historische Konstellationsanalysen, Ausgewählte Aufsätze* (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 100), Göttingen 1993, S. 95ff.

6 M. Rainer Lepsius, „Plädoyer für eine Soziologisierung der beiden deutschen Diktaturen“, in: Christian Jansen, Lutz Niethammer und Bernd Weisbrod (Hg.), *Von der Aufgabe der Freiheit. Festschrift für Hans Mommsen zum 5. November 1995*, Berlin 1996, S. 609ff.

7 Ebd., S. 609.

8 Ebd., S. 615.

---

Man kann mit Fug und Recht sagen: Das soziologische Denken von Lepsius kreiste um den mit dem Nationalsozialismus verbundenen Zivilisationsbruch und um den Gegensatz von Diktatur und Demokratie, um die bittere Erfahrung, durch den Nationalsozialismus Demokratie, Rechtsstaat, Sozialstaat und Zivilgesellschaft völlig zerstört zu sehen. Der 8. Mai 1945, Lepsius' 17. Geburtstag, galt ihm nicht allein als Tag der militärischen Niederlage des Deutschen Reiches, sondern vor allem als Tag der politischen und moralischen Niederlage des deutschen Volkes (wofür für ihn symbolisch der 30. Januar 1933, der Tag der Machtergreifung, bzw. der 20. Januar 1942, der Tag der Wannsee-Konferenz, stehen). Doch galt ihm der 8. Mai zugleich auch als Tag der Befreiung, freilich nicht aus eigenem Recht. So sehr ihm die Bonner Republik politische Heimat wurde, so sehr hielt er an der Tatsache fest, dass sie sich nicht selbst verdanke: kein Sturm auf die Bastille, kein Unabhängigkeitskrieg, keine ‚glorious revolution‘, so sagte er einmal, verkläre ihren Gründungsakt.<sup>9</sup> Es sei bei uns Deutschen vielmehr das Wissen um die Niederlagen der Demokratie in unserer Geschichte, das die Bonner Republik auf den Weg gebracht habe. Auch nach dem Zusammenbruch der zweiten deutschen Diktatur war für ihn klar: Beitritt der DDR zur Bundesrepublik Deutschland nach Art. 23 GG (alt) ja, Neugründung der Republik nach Art. 146 GG nein. Die Berliner Republik sollte eine Erweiterung der Bonner Republik sein, nicht ihre Überwindung. Zu überwinden sei die Vorstellung vom ethnisch gebundenen geschlossenen deutschen Nationalstaat und von der Sonderrolle Deutschlands in der Welt. Der geschenkte Neubeginn verlange ein postnationalstaatliches politisches Gemeinwesen, das gegenüber der Europäischen Gemeinschaft, jener neuen poli-

---

9 M. Rainer Lepsius, „Das Legat zweier Diktaturen für die demokratische Kultur im vereinigten Deutschland“, in: Ders., *Institutionalisierung politischen Handelns*, S. 168ff. In dieser gedruckten Fassung ließ der Autor allerdings den ursprünglichen Schluss seines Manuskripts weg, der lautet: „Die Bezugseignisse für die Demokratie in Deutschland sind Niederlagen der Demokratie, kein ‚Sturm auf die Bastille‘, kein ‚Unabhängigkeitskrieg‘ keine ‚glorious revolution‘. Aus ihnen ist kein Mythos zu konstruieren, aber eine nüchterne Erkenntnis zu gewinnen für Wertpräferenzen in der Selbstorganisation der politischen Ordnung der Deutschen in einer europäischen Friedensordnung.“

tischen Formation „multistaatlicher, multiethnischer, multikultureller Art“, offen sei. In einer Rede zum Gedenken an den 8. Mai 1945 formulierte er einmal die vier Verpflichtungen, die die Bundesrepublik Deutschland mit dem geschenkten Neubeginn übernommen habe: „1. Die Überzeugung, daß die Humanität und die menschliche Zivilisation aufruhet auf der Idee der ungeteilten Menschenrechte. 2. Die Einsicht, daß die Form der politischen Organisation ursächlich bedeutsam ist für den Inhalt der menschlichen Zivilisation. 3. Die Anerkennung der europäischen Verpflichtungen der Deutschen. 4. Der Verzicht auf Gewalt zur Durchsetzung von Interessen und Ideen.“<sup>10</sup>

M. Rainer Lepsius begann als Industriesoziologe, wie viele Angehörige seiner Generation, und er wurde dann zum Schichtungstheoretiker, den wir jetzt, nach der posthumen Publikation seiner Habilitationsschrift, erst richtig kennenlernen.<sup>11</sup> Doch waren dies nur Stationen auf einem Weg, der in einer Institutionentheorie mündete und ihn zum Institutionentheoretiker stempelte. Das Material dafür bot ihm die jüngere deutsche Geschichte in ihrer Verbindung mit der Geschichte Europas, eine vergleichende Betrachtung von vorgestellten und realisierten Ordnungsideen: im Kaiserreich, in der Weimarer Republik, im Dritten Reich, in den darauffolgenden politischen Nachkriegsordnungen der Bundesrepublik, der DDR und Österreichs, die alle drei in seinen Augen den Nationalsozialismus als Kontrast für die Legitimierung ihrer politischen Kultur gewählt hatten. Freilich unterschieden sie sich darin, wie weit sie dabei eine historische Verantwortung für den mit dem Nationalsozialismus eingetretenen Zivilisationsbruch übernahmen. Die DDR und Österreich hätten diese Verantwortung externalisiert, die DDR mit der Konstruktion eines siegreichen antifaschistischen Sozialismus, Österreich mit der Konstruktion einer Opferrolle. Nur die Bundesrepublik habe sie internalisiert. Nur sie habe die Nachfolge der Deutschen Reiches angetreten, nur sie eine Schuld- und Schamdebatte geführt und, wenn auch spät und unzulänglich, die Ver-

---

10 M. Rainer Lepsius, „8. Mai 1945 – Ende und Neubeginn“, in: *Politik und Kultur*, 12. Jg., Heft 4, 1985, S. 9f.

11 M. Rainer Lepsius, *Soziale Schichtung in der industriellen Gesellschaft*, Tübingen 2015.

brechen des Nationalsozialismus juristisch aufgearbeitet, nur sie sich zur besonderen Verantwortung gegenüber dem Staat Israel bekannt.<sup>12</sup> Hinzu kam Lepsius' Beschäftigung mit dem institutionellen Aufbau der Europäischen Union, mit ihrem Institutionenwandel vom Zweckverband über die Gemeinschaft zur Union, der gerade in den letzten Jahren seines Lebens einen Schwerpunkt seiner Arbeit bildete.<sup>13</sup> Richtpunkt aber blieb bei alledem für ihn die rechts- und sozialstaatlich verfasste parlamentarische Demokratie, die in eine Zivilgesellschaft eingebettet ist. Die beiden deutschen Diktaturen, die er nicht gleichsetzte, sondern nach Wertbegründung, Institutionenordnung und Verbrechensgehalt unterschied, hatten doch dies gemeinsam: Sie waren beide Negationen der Wertbegründung und Institutionenordnung einer rechts- und sozialstaatlich verfassten parlamentarischen Demokratie. Als Diktaturen bildeten sie ein „Gehäuse der Hörigkeit“,<sup>14</sup> das auch jene einschloss, die sich seiner Macht zu entziehen suchten. Denn sie prägten die Kategorien der Wirklichkeitserfassung und die Kriterien der Urteilsbildung. Auch dies vor allem ist mit der Moral, in diesem Fall: mit der Unmoral von Institutionen gemeint (hier gilt Nietzsches Wort vom Staat als organisierter Unmoral). Die Bundesrepublik Deutschland in ihrer Bonner Gestalt war für Lepsius gewissermaßen die nachgeholte Verwirklichung von Max Webers Ideen von 1918. Im Jahr von Webers 150. Geburtstag, seinem eigenen letzten Lebensjahr, betonte Lepsius nicht zufällig öfter die Ähnlichkeiten von 1918/19 und 1948/49 und stilisierte Max Weber gar zum gedanklichen Gründungsvater der Bonner Republik.

Institutionentheorie, das heißt für Lepsius, Vergesellschaftung in fünf Hinsichten zu analysieren: 1. nach der Leitidee zu fragen, die einer Vergesellschaftung zugrunde liegt; 2. die Rationalitätskriterien zu

---

12 M. Rainer Lepsius, „Das Erbe des Nationalsozialismus und die politische Kultur der Nachfolgestaaten des ‚Großdeutschen Reiches‘“, in: Ders., *Demokratie in Deutschland*, S. 229ff.

13 Dazu vor allem der Teil IV in: M. Rainer Lepsius, *Die Institutionalisierung politischen Handelns*.

14 So, im Anschluss an Max Weber, die Formulierung in: M. Rainer Lepsius, „Das Legat zweier Diktaturen für die demokratischen Kultur im vereinigten Deutschland“, S. 171.

ermitteln, mittels derer diese Leitidee konkretisiert wird; 3. den Geltungsbereich zu bestimmen, der dadurch abgesteckt wird und unter den Menschen damit gestellt sind; 4. die Art der Sanktionen zu prüfen, mit denen die Wirksamkeit der Leitidee gesichert ist. Hinzu tritt, 5., die Beachtung der externen Effekte, die dabei erzeugt werden: zum einem unter dem Gesichtspunkt, was eine solche Institutionalisierung einer Leitidee ausschließt, zum anderen unter dem Gesichtspunkt, welche Konflikte dadurch mit anderen Institutionen entstehen, die anderen Leitideen verpflichtet sind. Mit seiner Institutionentheorie behandelte er nicht nur den Aufbau und den Wandel von Institutionen, sondern auch den Konflikt zwischen ihnen: Institutionenkampf statt Klassenkampf, das ist eine Kernaussage seiner Soziologie.<sup>15</sup>

Es ist auch eine Soziologie im Anschluss an Max Weber. Es ist kein Zufall, dass dessen Name in unserer Darstellung bereits zweimal fiel. Lepsius war kein Weber-Exeget, eher ein Bruder im Geiste, wissenschaftlich und politisch. Aber auch das von Krankheit überschattete Leben Max Webers faszinierte ihn. Als Verantwortlicher für das private Briefwerk im Rahmen der Max Weber-Gesamtausgabe, die er als geschäftsführender Herausgeber über nahezu 40 Jahre betreute, war er tief in die komplexen und komplizierten persönlichen Beziehungen zwischen Max Weber, seinem Vater Max sen. und seiner Mutter Helene, seinem Bruder Alfred, seiner Frau Marianne und seinen Geliebten Mina Tobler und Else Jaffé sowie deren Mann Edgar Jaffé eingedrungen. Mit großer Sensibilität zeichnete er deren Charaktere und das Beziehungsgeflecht nach, das sich zwischen ihnen über die Jahre entspann.<sup>16</sup> Der Institutionentheoretiker zeigte sich offen für subinstitutionelle Analysen, ja, man gewinnt den Eindruck, dass ihn solche Familiengeschichten mehr faszinierten als seine von der Lebenswirklichkeit abstrahierenden soziologischen Analysen. In dem Interview, aus dem ich bereits zitierte, antwortete er auf die Frage, was ihn mehr

---

15 Dazu M. Rainer Lepsius, „Institutionalisierung und Deinstitutionalisierung von Rationalitätskriterien“, in: Ders., *Institutionalisierung politischen Handelns*, S. 26ff.

16 Dazu demnächst M. Rainer Lepsius, *Max Weber und seine Kreise*, Tübingen: Mohr Siebeck.

---

reizen würde, als mühevoll soziologische Texte zu schreiben: „Vielleicht würde ich gerne andere Texte schreiben, zum Beispiel biografische Familiengeschichten. Die schreibe ich mit einem gewissen Vergnügen. Aber Soziologie?“<sup>17</sup> Und fürwahr, er schrieb ja tatsächlich solche Familiengeschichten: die seiner eigenen Familie<sup>18</sup> und die Max Webers. Und man staunt über die literarische Gestaltungskraft, die aus diesen Familiengeschichten spricht.

„Mir fehlt die flüssige Feder“, so klagte er einmal, und er verglich sich dabei mit seinen Generationsgenossen, vor allem mit Jürgen Habermas, Ralf Dahrendorf und Erwin K. Scheuch.<sup>19</sup> Dieses Manko habe ihn daran gehindert, rechtzeitig zu intervenieren, die Rolle des öffentlichen Intellektuellen zu spielen, die er in einem einflussreichen Aufsatz soziologisch analysiert hatte<sup>20</sup> und die spielen zu können er an diesen Generationsgenossen bewunderte. Die flüssige Feder fehlte ihm vielleicht tatsächlich, nicht aber die flüssige Rede. Die war ihm, wie wir auch heute noch einmal anhand eines Videos erfahren durften, in hohem Maße vergönnt. Damit faszinierte er Generationen von Studierenden und Zuhörern verschiedensten Zuschnitts. Hier war er unerreich. Daran sei an dem heutigen Tage noch einmal erinnert, an dem wir jenes Mannes gedenken, der Soziologie als *seine* Profession verstand, obgleich ihm das Schreiben soziologischer Texte so viel Mühe bereitete. Dass wir aus dieser Feder dennoch so eingreifende Texte besitzen, versöhnt uns mit der Tatsache, dass der Redner jetzt nur noch verblässende Erinnerung ist.

---

17 Siehe Hepp/Löw, *M. Rainer Lepsius*, S. 48.

18 M. Rainer Lepsius, „Bildungsbürgertum und Wissenschaft: Richard Lepsius und seine Familie“, in: Ders., *Demokratie in Deutschland*, S. 315ff.

19 Siehe Hepp/Löw, *M. Rainer Lepsius*, S. 49f.

20 M. Rainer Lepsius, „Kritik als Beruf. Zur Soziologie der Intellektuellen“, in: Ders., *Interessen, Ideen und Institutionen, Opladen*, 1990, S. 270ff.

## M. Rainer Lepsius und die Politische Wissenschaft

In einer Veröffentlichung des Jahres 2008 hat uns Rainer Lepsius unter der Überschrift „Autobiographische Skizzen“, locker zusammengefügt, so etwas wie eine knappe, auf das Professionelle konzentrierte Beschreibung seines Lebens hinterlassen.<sup>1</sup> In diesem Text findet sich ein Abschnitt, der „Nachbardisziplinen“ benannt ist. „Die Soziologie“, so beginnt er, „hat viele Wissenschaften als Nachbarn.“<sup>2</sup> Lepsius nennt die Ökonomie und die Rechtswissenschaft, seine Studienfächer; sie seien ihm wichtige Referenzfächer geblieben. Die Sozialpsychologie findet kurze, freundliche Erwähnung. Am ausführlichsten verweilt der Autor bei der Geschichte. „Von der Geschichtswissenschaft“, so beginnt der entsprechende Passus, „kann man als Soziologe analytisch und theoretisch wenig lernen. Gleichwohl habe ich enge Beziehungen zu ihr entwickelt als unerschöpfliche Lieferantin von empirischem Material für vergleichende Studien.“<sup>3</sup> Die Politikwissenschaft taucht in dieser Reflexion über die Nachbarn nicht einmal andeutungsweise auf. An ganz anderer Stelle im gleichen Text erfährt der neugierig gewordene Leser, warum das so ist.

1960 – Lepsius arbeitete damals an seiner Habilitationsschrift – erhielt er vom Dekan seiner Fakultät, der Staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität München, den Auftrag, für die Deutsche Forschungsgemeinschaft eine Denkschrift über die Lage der Soziologie und der Politischen Wissenschaft in der Bundesrepublik zu erarbeiten.<sup>4</sup> Lepsius stellte sich der eher mühsamen, ihm zu diesem Zeitpunkt

---

1 Adalbert Hepp/Martina Löw (Hg.), *M. Rainer Lepsius. Soziologie als Profession*, Frankfurt a.M./New York 2008.

2 Ebd., S.111.

3 Ebd., S.112.

4 M. Rainer Lepsius, *Denkschrift zur Lage der Soziologie und der Politischen Wissenschaft, im Auftrag der Deutschen Forschungsgemeinschaft*, Wiesbaden 1961. Dazu auch seine Ausführungen in Hepp/Löw, *M. Rainer Lepsius*, S.130ff.

Zwei Generationen später ist es unbegreiflich geworden, wie unaufwendig man damals eine solche Enquête anging: Die DFG wendet sich an den Dekan einer einschlägigen Fakultät und der gibt den Auftrag an einen nicht habilitierten Assistenten weiter. Man stelle sich das Expertenaufgebot vor, mit dem man heute zu Werke ginge. Ob der höhere Aufwand wirklich durch bessere Ergebnisse gerechtfertigt ist, steht dahin.

---

sicherlich nicht sonderlich willkommenen Aufgabe. Er machte sich gründlich mit dem Stand des Ausbaus der beiden Fächer an den deutschen Universitäten vertraut, beschrieb ihn und formulierte Empfehlungen, wie es weitergehen könne; Empfehlungen, die dann auch etwas in Bewegung gesetzt haben.

„Seither“, heißt es in den „Autobiographischen Skizzen“, „habe ich beide Disziplinen als komplementäre Fächer angesehen. Politische Soziologie ist die Brücke, die ich selbst gerne beschritt.“<sup>5</sup> Der Zugschnitt der Mannheimer Fakultät, an der Lepsius achtzehn Jahre wirkte, habe ihn in dieser Sicht bestärkt. „Die Fragestellung, nicht die Bezeichnung der Disziplin, war für mich entscheidend.“<sup>6</sup> War Lepsius also Soziologe und Politikwissenschaftler in einem?

Richtet man diese Frage an sein Oeuvre, so fällt zunächst einmal auf, dass die klassischen Themen der Politischen Soziologie nicht eigentlich die Themen von Rainer Lepsius gewesen sind – obwohl er von der Politischen Soziologie als der Brücke spricht, die er gern betreten habe. Versteht er unter Politischer Soziologie vielleicht etwas anderes als gemeinhin darunter verstanden wird? Es fällt auch auf, dass die Theorieangebote der Politikwissenschaft für ihn anscheinend nicht sonderlich interessant gewesen sind – vielleicht weil die Politikwissenschaft in diesem Punkt hinter der Soziologie zurücklag. Hat seine Formel von den komplementären Wissenschaften vielleicht gar nicht so sehr die Politikwissenschaft als eigenständiges Nachbarfach im Sinn, sondern eher die zentrale Bedeutung des Politischen für jede Gesellschaftsanalyse? Dafür spricht viel. Es ist das Politische, nicht eigentlich die Politikwissenschaft, das uns in Lepsius` Denken und in seinem Werk fast allgegenwärtig begegnet. Kein Gesprächspartner konnte das überhören, und kein Leser kann es übersehen.

Lepsius näherte sich dem Politischen vorzugsweise über den Umweg – wenn es denn ein Umweg ist – der Geschichte. Und in der Geschichte des 20. Jahrhunderts waren es die großen Umbrüche, die ihn

---

5 Hepp/Löw, *M. Rainer Lepsius*, S.131.

6 Ebd.



fesselten. Das Jahr 1933 etwa, zu dem er immer wieder mit der bohrenden Frage zurückkehrte, wie es zu erklären sei, dass eine ganze, immerhin doch leidlich zivilisierte Nation sich von einem verbrecherischen Regime in Dienst nehmen ließ. Oder der Umbruch von 1989/90, dessen besonderer Reiz, wenn ich so sagen darf, für ihn darin lag, dass er sich mit seinen Folgen ja auch als ein gigantisches sozialwissenschaftliches Experiment verstehen ließ. Lepsius hat die Erkenntnischancen, die diese Umwälzung bot, sehr bewusst genutzt, etwa in seiner Mitwirkung an der ingeniosen Studie *Der Plan als Befehl und Fiktion*, die in langen Gesprächen mit führenden Männern der DDR-Wirtschaft der Frage nachging, ob und wie sich das Nichtfunktionieren und im Nichtfunktionieren das Doch-irgendwie-Funktionieren der sozialistischen Planwirtschaft erklären lasse.<sup>7</sup> Aber er hat sich vom Umbruch im Osten unseres Landes, um daran wenigstens im Vorübergehen zu erinnern, nicht nur wissenschaftlich, sondern auch praktisch in die Pflicht nehmen lassen – in seinem Engagement für den Neuaufbau einer universitären Soziologie in Halle nämlich, in einer Region Mitteldeutschlands also, zu der er durch die Geschichte seiner väterlichen Familie eine besondere Beziehung hatte; und von der er gern sagte, sie sei das eigentliche Deutschland.

Die Geschichte als Weg zu den im Kern politischen Themen seines Oeuvres – das ist das eine. In die gleiche Richtung, nämlich auf das Politische hin, wies ihn aber auch sein besonderes Interesse an Institutionen und Institutionalisierungsprozessen. Oft treten sie in seinen Analysen – mindestens versuchsweise – als unabhängige Variable auf. Das ist für einen Soziologen nicht unbedingt typisch. Diese Blickrichtung hatte eine thematische Affinität zum Politischen fast notwendig zur Folge. Denn im politischen System institutionalisiert sich eine Gesellschaft gewissermaßen letztinstanzlich.

Einen Gegenstand gibt es, mit dem die Politik bei Lepsius nicht nur als Thema und Perspektive präsent ist, sondern an dem Lepsius gera-

---

7 Theo Pirker/M. Rainer Lepsius/Rainer Weinert/ Hans Hermann Hertle (Hg.), *Der Plan als Befehl und Fiktion. Wirtschaftsführung in der DDR. Gespräche und Analysen*, Opladen 1995.

---

dezu zum Politikwissenschaftler wird, wiederum übrigens, ohne sich allzu sehr für die einschlägigen politikwissenschaftlichen Diskurse zu interessieren. Das ist das Thema europäische Integration – neben Max Weber, neben der editorischen Arbeit also, das Thema seiner späten Jahre, wobei ich, wenn ich „spät“ sage, immerhin die letzten beiden Jahrzehnte seines Wirkens als Wissenschaftler meine.

Vorgezeichnet ist dieses Thema in Lepsius' lebenslanger Beschäftigung mit den Gegenständen Nation und Nationalstaat. Sie durchzieht tatsächlich sein gesamtes Schaffen. Vor diesem Hintergrund ist es alles andere als verwunderlich, dass sich ihm, je weiter die europäische Integration fortschritt, umso unabweisbarer die Frage aufdrängte: Was wird aus dem europäischen Nationalstaat? Und spiegelbildlich dazu die Frage: Was für ein neuartiges, nicht nationalstaatliches Gebilde wächst da unter dem Namen Europäische Wirtschaftsgemeinschaft, dann Europäische Gemeinschaft und schließlich Europäische Union heran?

Lepsius ist diesen Fragen, seit er sie in den achtziger Jahren auf seine wissenschaftliche Agenda gesetzt hatte, in immer neuen Anläufen des Denkens nachgegangen. Sein Hauptinteresse, um es etwas genauer zu sagen, galt die ganzen zwanzig Jahre seiner Beschäftigung mit dem Europa-Thema hindurch beharrlich der Frage: Welche Art von Föderationsbildung ist für das Ensemble von tief in der Geschichte verwurzelten Nationalstaaten, jeder mit einer ausgeprägten politischen und kulturellen Individualität, das Europa ausmacht, möglich und sinnvoll? Seine Antwort bleibt über zwei Jahrzehnte im Wesentlichen die gleiche, auch wenn manche Akzente wechseln: Die Nationalstaaten werden eine herausragende Bedeutung behalten. Lepsius nennt für diese Erwartung vier Hauptgründe:<sup>8</sup>

---

8 Die Auflistung findet sich in dem Vortrag „Die Europäische Gemeinschaft und die Zukunft des Nationalstaates“ aus dem Jahr 1992, dem Jahr der Unterzeichnung des Maastrichter Vertrages. Sie ist abgedruckt in dem Band M. Rainer Lepsius, *Demokratie in Deutschland. Soziologisch-historische Konstellationsanalysen*, Göttingen 1993.

In den Nationalstaaten ist die Austragung der gesellschaftlichen Interessen- und Ideenkonflikte in einer Dichte und Komplexität institutionalisiert, die für Europa auf absehbare Zeit unerreichbar ist.

Der Nationalstaat ist als Solidargemeinschaft weitaus belastbarer, als es die Europäische Union in der überschaubaren Zukunft sein wird.

Nur über den Nationalstaat kann der Politik in hinreichendem Maße Legitimität vermittelt werden.

Und schließlich: Der Nationalstaat sichert die für Europa konstitutive Vielfalt kultureller Identitäten.

In summa: Für Rainer Lepsius ist auf absehbare Zeit die Integrationskraft der nationalstaatlich verfassten Gesellschaften unverzichtbar. Sie kann durch die neue europäische Ordnung nicht ersetzt werden. Aber das ist nur die eine Seite. Die andere: Die Nationalstaaten sind in eine neue, sie überwölbende Ordnung eingebunden, die eine Ordnung in Bewegung ist und die in der Bewegung stetig an Bedeutung in Relation zu den Mitgliedstaaten gewinnt. Die Begrifflichkeit, mit der Lepsius dieses Gebilde zu erfassen sich bemüht, ist eher suchend als endgültig. Immer wieder taucht der Begriff „Nationalitätenstaat“ auf. Gemeint ist damit ein zwar staatenähnliches, aber in seiner Willensbildung wesentlich von den in ihm zusammengeschlossenen Nationen bestimmtes politisches System. Das heißt insbesondere, dass die Mehrheitsregel im konventionellen Verständnis, die Köpfe zählt, nur eine sehr begrenzte Anwendung finden kann.

Diese Begrifflichkeit lässt vieles offen. Nach der einen Seite hin zitiert Lepsius gelegentlich – nicht ablehnend – de Gaulle mit seinem „Europa der Vaterländer“. Nach der anderen ist bei ihm aber auch davon die Rede, dass es mit Europa langfristig auf einen Bundesstaat hinauslaufen werde, in dem die Gliedstaaten etwa die Stellung der Bundesländer in der Bundesrepublik haben würden. Das sind Unklarheiten, die einerseits etwas mit der Sache zu tun haben, andererseits aber auch, wie immer wenn es um die Zukunft geht, mit dem Changieren des Denkens zwischen dem Möglichen, dem Wahrscheinlichen und dem Wünschbaren. Es hätte sich gelohnt, den Autor zu befragen.

---

Ich habe es merkwürdigerweise nie getan, obwohl auch für mich das Thema Europa seit den neunziger Jahren immer mehr ins Zentrum meiner Arbeit rückte. Zwar kam ich erst nach Mannheim, als Lepsius schon nach Heidelberg gewechselt war. Aber wir waren in Weinheim für ein paar Jahre Nachbarn. Und sind uns in der Akademie der Wissenschaften in Heidelberg wieder begegnet. An Gelegenheiten hätte es also nicht gefehlt. Vielleicht hing meine Zurückhaltung damit zusammen, dass Lepsius nicht unbedingt ein Mann des wissenschaftlichen Dialoges war. Er war sich seines brillanten Intellekts sehr wohl bewusst. Und seines eigenen Urteils folglich sehr sicher. Er wusste natürlich auch, dass er ein Meister der Rhetorik war, des rhetorischen Sich-in-Szene-Setzens, und spielte gern mit dieser Begabung. So faszinierend seine Auftritte waren, dem Dialog waren sie nicht immer günstig.

Was hätte ich gefragt? Gefragt hätte ich, ob das, was er den zukünftigen Nationalitätenstaat Europa nannte, als Staat wirklich richtig benannt und konzipiert sei. Viele seiner eigenen Überlegungen sprechen dagegen. Gefragt hätte ich auch gerne, ob seine These von der mentalitätsprägenden Kraft der Institutionen, seine Erwartung, die institutionelle Weiterentwicklung Europas, etwa der rechtliche Ausbau der Unionsbürgerschaft, werde zur stärkeren Ausbildung der europäischen Komponente im Selbstverständnis der Unionsbürger Wesentliches beitragen, wirklich begründet sei. Die Erfahrungen aus den ersten sechzig Jahren Integrationsgeschichte sprechen jedenfalls nicht deutlich dafür.

Als ich Rainer Lepsius zuletzt sah, war es zu spät. Der unvergleichlich sprachmächtige Mann hatte mit der Sprache gleichsam schon sich selbst verloren. So bleibt mir mit der Erinnerung an Rainer Lepsius die Betrübnis darüber, nicht gefragt zu haben, und das anregende Grübeln darüber, wie er wohl geantwortet hätte.

## M. Rainer Lepsius und die Sozialgeschichte<sup>1</sup>

„Von der Geschichtswissenschaft kann man als Soziologe analytisch und theoretisch wenig lernen. Gleichwohl habe ich enge Beziehungen zu ihr entwickelt als unerschöpfliche Lieferantin von empirischem Material für historisch vergleichende Studien.“<sup>2</sup> Das klingt nicht nach einer innigen Beziehung. Zumal Rainer Lepsius diese Studien lieber selber schrieb, weil er mit dem, was er von Historikern las und hörte, sehr selten zufrieden war. Dennoch hat er dreißig Jahre lang höchst engagiert und produktiv im Arbeitskreis für moderne Sozialgeschichte mitgewirkt, und jüngst hat ihn ein Arbeitskreismitglied, das ihn dort, wie auch ich, mehrere Jahrzehnte erleben durfte, gewürdigt als – Historiker.<sup>3</sup> Wie passt das zusammen? Darüber will ich nachdenken.

Rainer Lepsius war für die bundesrepublikanische Geschichtswissenschaft, soweit sie sich mit dem 19. und 20. Jahrhundert befasst, einer der einflussreichsten zeitgenössischen Soziologen. Ein Grund ist sein lebenslanges Interesse am Nationalsozialismus, seiner Vor- und Nachgeschichte. Für ihn hatte der Nationalsozialismus eine „Erfahrungsqualität“, „die mich bis heute begleitet“.<sup>4</sup> So schrieb er noch im Alter. Um die „deutsche kognitive Selbstverschleimung, die im Nationalsozialismus ihren Höhepunkt erreicht“<sup>5</sup> habe, analysieren und sich von ihr befreien zu können, hatte er Soziologie studiert. Nicht Geschichte. Denn Soziologe zu sein, so haben er und seine Generationsgenossen empfunden, die dieses Fach damals nach dem Zweiten Weltkrieg in Deutsch-

---

1 Eine erweiterte Fassung dieses unveränderten Vortragstextes erscheint in: *Geschichte und Gesellschaft*, Jg. 42, Heft 1 (2016).

2 Adalbert Hepp/Martina Löw (Hg.), *M. Rainer Lepsius. Soziologie als Profession*, Frankfurt a.M./New York 2008, S. 112 (aus dem Kapitel: Soziologie als Profession. Autobiographische Skizzen, S. 83-149).

3 Jürgen Kocka, „Lepsius als Historiker“, in: *Berliner Journal für Soziologie* 24 (2015), S. 587-591.

4 Hepp/Löw, *M. Rainer Lepsius*, S. 148.

5 Ebd., S. 35 (aus dem Kapitel: Blick zurück und nach vorne. M. Rainer Lepsius im Gespräch, S. 11-75).

---

land institutionalisiert haben, hieß, „einer ‚Aufklärungsfirma‘ mit einer Mission anzugehören“.<sup>6</sup> Die Geschichtswissenschaft als Fach rechnete er nicht zu dieser Firma, jedenfalls nicht damals, als er studierte. Gewiss, die Vorlesungen von Franz Schnabel in München hatten ihn beeindruckt. Keine „Verengung auf Herrschaftsgeschichte“, sein „boursisches Geschichtsbild“ sei revidiert worden – aber „fast immer methodisch unsauber“.<sup>7</sup> Von einem solchen Fach erwartete er keine methodisch-systematische Analyse. Sie suchte er. Nur aus ihr könne man lernen, wie aus offenen Konstellationen etwas hervorgehe, was man nicht einfach aus der Vorgeschichte ableiten könne. Viele Historiker hingegen – ich spitze zu, aber ganz auf seiner Linie – würden die Analyse ersetzen durch Metaphern.<sup>8</sup> So 2006, also nach gut dreißig Jahren intensiver Debatten mit Historikern im Arbeitskreis.

Diesen Arbeitskreis für moderne Sozialgeschichte hat er geschätzt: „ein freier und offener, auf wissenschaftlichen Austausch konzentrierter Diskussionskreis, dessen Mitglieder – ich darf dies wohl sagen – in gegenseitiger Sympathie verbunden sind“. So Rainer Lepsius 1986 in seinen Gedenkworten auf Werner Conze, den Begründer und Leiter dieses Arbeitskreises. Sie sind unveröffentlicht. Damals haben sie mich tief beeindruckt, weil Lepsius es verstand, in wenigen Sätzen den „Bruch in der deutschen Geschichte“ mit der, so sagte er, „existentiellen und intellektuellen Schwierigkeit“ zu verbinden, die Geschichtswissenschaft und damit auch die deutsche Geschichte anders zu sehen als bisher.<sup>9</sup> Die Sozialgeschichte gehörte zu dieser Neuorientierung. Und die wichtigste Bühne, auf der sie diskutiert und erprobt wurde, war dieser Arbeitskreis.

Er war zugleich der institutionelle Ort, an dem Rainer Lepsius drei Jahrzehnte in die bundesrepublikanische Geschichtswissenschaft wirk-

---

6 Ebd.

7 Ebd., S. 85.

8 Ebd., S. 58.

9 M. Rainer Lepsius, Worte des Gedenkens an Werner Conze zur Eröffnung der Zusammenkunft des Arbeitskreises für moderne Sozialgeschichte am 23. Oktober 1986 in Bad Homburg. 4 Seiten. Ich danke Frau Hannelore Chaluppa, Heidelberg, dass sie mir diesen Redetext zur Verfügung gestellt hat.

te. Der andere Weg, dazu gleich, waren Aufsätze zu einigen großen Themenfeldern, auf denen er Historikern soziologische Analyse- und Deutungsangebote machte. Die Resonanz war enorm. Von ihm herabgestimmt zu: „Meine eigenen historisch-typologisierenden Arbeiten sind von Historikern freundlich aufgenommen worden.“ Um aber so gleich fortzufahren: In all dem sei ihm „deutlich geworden, wie eng die Grenzen sind, innerhalb derer ein Transfer von soziologischen Fragestellungen und Analysemethoden in die Geschichtswissenschaft möglich ist. Selbst bei Historikern, die sich der Sozialgeschichte zuwenden oder gar ein Programm der Geschichte als historische Sozialwissenschaft verfolgen, bleiben Erkenntnisinteresse und Vorgehensweise auf eine Objektebene bezogen, die sich gegen eine analytische Differenzierung sperrt“.<sup>10</sup>

Das ist, so meine ich, der zentrale Punkt in der Argumentation von Rainer Lepsius, warum das „Verhältnis zwischen den beiden Disziplinen eines der gegenseitigen Vermeidung, nicht der Kooperation“ sei.<sup>11</sup> Gegenseitig, so betonte er, denn Soziologie und Geschichtswissenschaft seien „zwar keine feindlichen Brüder mehr“ wie noch um 1900, doch „über die Brücken, die Max Weber zwischen ihnen gebaut hat, gehen nur wenige.“<sup>12</sup>

Was genau kritisiert er bei den Historikern? Die soziologische Seite, die in seinem Blick nicht besser abschneidet, betrachte ich nicht. Obgleich man das tun müsste, wollte man ein vollständiges Bild erhalten, warum er im Blick zurück einen solch resignativen Grundton anschlug. Eine „historische Sozialwissenschaft ist weiterhin ein Desiderat bei Historikern wie Soziologen“.<sup>13</sup> So lautete seine Bilanz.

Sozialgeschichte als Geschichte sozialer Phänomene, Sozialgeschichte also auf der Ebene des Objektes, Geschichte der Arbeiter und Gewerkschaften etwa, des Bürgertums oder des Adels, eine solche Sozialgeschichte sei für den Soziologen unerheblich. Nicht der „Erfahrungs-

---

10 Hepp/Löw, *M. Rainer Lepsius*, S. 112.

11 Ebd., S. 113f.

12 Ebd., S. 113.

13 Ebd., S. 114.

gegenstand“, sondern die „Erklärungsabsicht“, Methoden, Hypothesen vermitteln zwischen beiden Disziplinen. Vieles könne an Sozialgeschichte „irrelevanter sein als eine sogenannte politische oder Geistesgeschichte, die soziologisch informiert analysiert“.<sup>14</sup> Harte Kost für den Arbeitskreis. Rainer Lepsius konfrontierte ihn damit 1968, kurz nachdem er kooptiert worden war. Und später wurde dies eine Grundlinie seiner Interventionen: Großereignisse, große Gesellschaftsformationen müssten zerlegt, desaggregiert werden, um theoretisch gehaltvolle Aussagen machen zu können. Konkretisiert hat er dies in seinen historisch-typologisierenden Studien, wie er sie selber charakterisiert hat. Drei möchte ich Ihnen vorstellen, in sehr knappen Linien. Drei Aufsätze. Einer hat über Jahrzehnte die geschichtswissenschaftliche Parteienforschung umgetrieben. Ein zweiter hat Wesentliches zur Forschung über Nationalismus und Nationalsozialismus beigetragen, ohne sie, so mein Eindruck, vergleichbar tief wie der Parteienaufsatz geprägt zu haben. Aber doch einflussreich, breit rezipiert und noch stärker zitiert. Und schließlich ein dritter, den ich für das Beste halte, was zum deutschen Bildungsbürgertum geschrieben worden ist. Dessen Erforschung durch Historiker wäre anders verlaufen ohne Rainer Lepsius. Aber dieser Aufsatz blieb im Schatten. Drei Studien also zu unterschiedlichen Themenfeldern, mit unterschiedlicher Resonanz. Sie befrage ich darauf, wie die „hohen Barrieren“ zu erklären sind, durch die Rainer Lepsius den „Transfer“ sozialwissenschaftlicher „Modelle und Analysewege“ in die Geschichtswissenschaft, das war und blieb sein Ziel, behindert sah.<sup>15</sup>

Sein Aufsatz „Parteiensystem und Sozialstruktur“, 1966 erschienen, nennt im Untertitel das Erkenntnisziel: „Zum Problem der Demokratisierung der deutschen Gesellschaft“.<sup>16</sup> Er spricht von einer „Sonderstel-

---

14 M. Rainer Lepsius, „Zum Verhältnis von Geschichtswissenschaft und Soziologie“, in: Hans Michael Baumgartner, Jörn Rüsen (Hg.), Seminar: *Geschichte und Theorie. Umrisse einer Historik*, Frankfurt a.M. 1976, S. 118-138, S. 129.

15 Hepp/Löw, *M. Rainer Lepsius*, S. 113.

16 Zitiert wird nach dem Abdruck in: M. Rainer Lepsius, *Demokratie in Deutschland. Soziologisch-historische Konstellationsanalysen. Ausgewählte Aufsätze* (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 100), Göttingen 1993, S. 25-50.



lung Deutschlands in der Geschichte der Demokratisierung und Industrialisierung“. Sie sei, wie „jedes Phänomen komplexen Charakters“, durch eine „Vielzahl von Gründen“ bedingt, und vieles hänge von „historischen Zufällen“ ab.<sup>17</sup> Um die Wirkungsfaktoren zurechnen zu können, führte er damals einen Begriff in die Debatte ein, der die geschichtswissenschaftliche Forschung zu den deutschen Parteien von ihren Anfängen bis zu ihrem Ende in der nationalsozialistischen Herrschaft und nach ihrer Neugründung in der frühen Bundesrepublik viele Jahre geprägt hat: sozialmoralisches Milieu.

Im Rückblick meine ich sagen zu dürfen: Mit diesem Begriff, den er aus der amerikanischen sozialwissenschaftlichen Demokratieforschung ganz eigenständig entwickelt und auf die deutsche Demokratiegeschichte bezogen hat, ist ihm ein theoretisches Angebot gelungen, wie man den herkömmlichen geschichtswissenschaftlichen Blick auf die Vielfalt des Geschehens mit der Analyse sozialstruktureller Bedingungen verbinden kann, ohne sich der Statik der Klassentheorie auszuliefern. Darauf hatten wir Sozialhistoriker, die wir damals die Rolle der Parteien in der deutschen Demokratiegeschichte verstehen wollten, offensichtlich gewartet. Mit dem Begriff „sozialmoralisches Milieu“, den er dem Klassenbegriff entgegensetzte, bezeichnete Rainer Lepsius „soziale Einheiten, die durch eine Koinzidenz mehrerer Strukturdimensionen wie Religion, regionale Tradition, wirtschaftliche Lage, kulturelle Orientierung, schichtspezifische Zusammensetzung der intermediären Gruppen gebildet werden“. Es ging also um „ein sozio-kulturelles Gebilde“, das bestimmt sei durch die Zuordnung von Strukturdimensionen zu bestimmten Bevölkerungsgruppen.<sup>18</sup>

Rainer Lepsius hat mit diesem Begriff den „Vierzylinder“ Max Webers (so in seinem letzten Interview Ende 2013<sup>19</sup>) geschichtswissenschaftlich in Fahrt gesetzt: Institutionen – Personen, kulturelle Orientie-

---

17 Ebd., S. 25.

18 Ebd., S. 38.

19 Hans-Peter Müller/Steffen Sigmund, „Max Weber zum 150. Geburtstag. Interview mit M. Rainer Lepsius“, in: *Berliner Journal für Soziologie* 24 (2015), S. 559-581, S. 567. Eigentlich ein Zweizylinder mit zwei Antrieben.

rungen – wirtschaftliche Interessenlagen. Theoretisch-methodisch ist ihm das gelungen und zugleich in der Forschungs- und Schreibpraxis. Denn darin liegt seine Fähigkeit zum Gespräch mit Historikern, auch wenn er es als unbefriedigend einschätzte: Rainer Lepsius hat sein theoretisches Instrumentarium stets am historischen Geschehen erprobt. Hier an der überraschenden Festigkeit des deutschen Parteiensystems; überraschend angesichts der enormen wirtschaftlichen und sozialstrukturellen Veränderungen und des politischen Umbruchs von der Monarchie zur parlamentarischen Republik. Die geschichtswissenschaftliche Parteienforschung hat sich an diesem Angebot, das Rainer Lepsius ihr mit seiner soziologisch-historischen Konstellationsanalyse gemacht hat, abgearbeitet. Selbstverständlich in kritischer Auseinandersetzung und manches verwerfend. Das ist, wie er betont hätte, die Normalität aller Forschung.

Auch seine Analysen zur Geschichte der deutschen Nation sind darauf ausgerichtet zu begreifen, wie es zum Nationalsozialismus kommen konnte und wie seine Herrschaftsordnung funktionierte. Seine Studie *Extremer Nationalismus. Strukturbedingungen der nationalsozialistischen Machtergreifung* – ebenfalls 1966 publiziert,<sup>20</sup> ein für uns Neuzeithistoriker reiches Lepsius-Jahr – hat er dann in unterschiedliche Richtungen weitergedacht. Zum einen, welche Gestalten die deutsche Nation angenommen hat<sup>21</sup> bis zu seinen zwei Aufsätzen von 1995, in denen er beide Diktaturen vergleichend in die deutsche Nationalgeschichte einordnet.<sup>22</sup> Zum anderen entfaltete er seine Analyse national-

---

20 Als erweiterte Fassung der Antrittsvorlesung an der Wirtschaftshochschule Mannheim, erneut in: M. Rainer Lepsius, *Demokratie in Deutschland*, S. 51ff.

21 Wichtig und vielbeachtet insbes. seine Studie: „Nation und Nationalismus in Deutschland“ (1982), erneut in: M. Rainer Lepsius, *Interessen, Ideen und Institutionen*, Opladen 1990, S. 232-246.

22 „Das Legat zweier Diktaturen für die demokratische Kultur im vereinigten Deutschland“, erneut in: M. Rainer Lepsius, *Institutionalisierungen politischen Handelns. Analysen zur DDR, Wiedervereinigung und Europäischen Union*, Wiesbaden 2013, S. 168-181; „Plädoyer für eine Soziologisierung der beiden deutschen Diktaturen“, in: Christian Jansen, Lutz Niethammer, Bernd Weisbrod (Hg.), *Von der Aufgabe der Freiheit. Politische Verantwortung und bürgerliche Gesellschaft im 19. Und 20. Jahrhundert. Festschrift für Hans Mommsen zum 5. November 1995*, Berlin 1995, S. 609-615.

sozialistischer Herrschaft. Herausragend ist seine Studie *Das Modell der charismatischen Herrschaft und seine Anwendbarkeit auf den ‚Führerstaat‘ Adolf Hitlers*.<sup>23</sup>

Auch hier geht es um historisch-soziologische Konstellationsanalyse. Mit ihr will er historische Ereignisabläufe, in denen Zufälle und Einzigartiges eine Rolle spielen, dem Weber'schen Feld zurechnen: Person und Institution, Kultur und Ökonomie-, ohne sich auf die „Totalität eines Erfahrungsobjektes“ einlassen zu müssen, etwa ‚der Nationalsozialismus‘, denn eine solche Totalität entziehe sich grundsätzlich „den Kategorien einer analytischen Disziplin“.<sup>24</sup> Für Historiker ist diese Position äußerst provokant. Denn genau das, was Rainer Lepsius als unanalytisch bezeichnet, wird von der Geschichtswissenschaft erwartet. Nicht in jeder Studie. Aber eine Geschichtswissenschaft, die es nicht wagte, in Synthesen ‚den Nationalsozialismus‘, ‚das britische Empire‘ oder vergleichbare Großthemen darzustellen, würde verfehlen, was Historiker immer versucht haben und die Gesellschaft von ihnen erwartet. Genau dies wollte Rainer Lepsius nicht. In seinem großartigen Aufsatz „Extremer Nationalismus“ versuche er, „einige Hypothesen über den Zusammenhang von Nationalismus und Sozialstruktur zu entwickeln“.<sup>25</sup> Kein Gesamtbild!

In seiner Studie über das „Modell der charismatischen Herrschaft“ geht es ebenfalls um eine scharf definierte Frage: Wie wird die Herrschaftsorganisation entinstitutionalisiert und die Herrschaftsideologie entoperationalisiert.<sup>26</sup> So konnte er den damals heftigen Historikerstreit um die Charakterisierung des NS-Regimes – Monokratie oder Polykratie – auf eine analytische Ebene heben, die im Modell charismatischer Herrschaft beide Deutungen miteinander verbindet. Dieses Modell, analytisch konsequent angewendet, führe zur Einsicht, die „Polykratie

---

23 Zunächst 1986 in englischer Sprache, dann in deutscher erweitert in: Lepsius, *Demokratie in Deutschland*, S. 95-118.

24 M. Rainer Lepsius, *Extremer Nationalismus. Strukturbedingungen von der nationalsozialistischen Machtergreifung*, Stuttgart 1966, S. 51f.

25 Ebd., S. 52.

26 M. Rainer Lepsius, „Das Modell der charismatischen Herrschaft und seine Anwendbarkeit auf den ‚Führerstaat‘ Adolf Hitlers“, in: Ders., *Demokratie in Deutschland*, S. 111.

---

ist [...] das Produkt der charismatischen Monokratie, nicht ihr Gegenteil.“<sup>27</sup>

Rainer Lepsius hätte sicherlich Historikern abgeraten, das Modell charismatischer Herrschaft als theoretische Grundlage für den Versuch einer Gesamtgeschichte des Nationalsozialismus zu nehmen. Denn in ihr gab es viele Lebensbereiche, die sich diesem Modell nicht zurechnen lassen. In seinen *Autobiographischen Skizzen* hat er davon erzählt. Ein Gesamtphänomen wie nationalsozialistische Ära lasse sich nicht in analytischen Kategorien erfassen. Davon war er überzeugt.

Es gibt jedoch *ein* Themenfeld, in dem Rainer Lepsius beides zusammengebracht, seine Konstellationsanalyse in ein Gesamtbild überführt hat: die Geschichte des Bildungsbürgertums, analysiert an der Geschichte seiner Familie. Den Forschungsbereich Bildungsbürgertum hat er mit seinen konzeptionell-analytischen Überlegungen über den Arbeitskreis für moderne Sozialgeschichte wesentlich geformt, indem er Max Webers Begrifflichkeit „ständische Vergesellschaftung“ auf das Bildungsbürgertum bezog.<sup>28</sup> Eine inhomogene Gesellschaftsgruppe, die im Bildungswissen ihre Gemeinsamkeit fand. Das ist konzeptionell ganz auf der Linie seiner anderen Studien. Neu ist jedoch, dass er mit der Geschichte seiner Familie etwas wagt, was man eine Gesamtdarstellung nennen kann – nicht begrenzt auf eine historische Konstellation, die viele Dimensionen umfassen kann, aber zeitlich begrenzt werden muss, um analytisch präzise Entwicklungen und Entscheidungen zurechnen zu können.

Hier zeigt sich Rainer Lepsius als Soziologe *und* Historiker in einer Person. Ein Glanzstück soziologisch informierter Geschichtsschreibung. Warum hier und nicht bei den beiden anderen Themenfeldern? Weil hier die soziologisch-historische Konstellationsanalyse in eins fällt mit der Gesamtdarstellung. Die Biografie einer Familie muss nicht mehr desaggregiert werden – *die* Kernforderung, die Rainer Lepsius

---

27 Ebd., S. 116.

28 Siehe vor allem seine beiden Studien „Bürgertum als Gegenstand der Sozialgeschichte“ (1987) und „Das Bildungsbürgertum als ständische Vergesellschaftung“ (1992), erneut in: M. Rainer Lepsius, *Demokratie in Deutschland*, S. 289-302, S. 303-314.

stets stellte, um ein Gesamtphänomen wissenschaftlich analysieren zu können. Statt mit Metaphern ein Gesamtbild zu erzeugen. Also das, was er der Geschichtswissenschaft anlastet.

Vielleicht bedarf das Gesamtbild jenseits der Biografie notwendig der Erklärung durch Metaphern, um sein Sprachbild aufzunehmen, weil der Schritt von der soziologisch-historischen Konstellationsanalyse zur Gesamtdarstellung kein rein wissenschaftlich-analytischer ist, sondern die Kunst der schriftstellerischen Darstellung verlangt. Es geht um wertende Komposition und um Ästhetik.

Das hat Rainer Lepsius nicht erörtert. Es ist nicht das Problem seines Fachs, wie er es haben wollte. Doch seine Diagnose, Geschichtswissenschaft und Soziologie stünden im Verhältnis gegenseitiger Vermeidung, stellt mein Fach vor eine Frage, die oft erörtert worden ist, aber nicht analytisch streng im Sinne von Rainer Lepsius: Wo endet in der Geschichtsschreibung die wissenschaftliche Analyse, wo beginnt die darstellerische Kunst? Diese Frage hat er uns hinterlassen, wenn wir darauf hören, warum er die historische Sozialwissenschaft für uneingelöst hält. Und vor allem, warum er von ihr zu geschichtlichen Gesamtbildern keine wissenschaftliche Brücke sieht. Eine Provokation, die Historiker und gerade Sozialhistoriker bislang nicht aufgenommen haben.

*Pietro Rossi*

## Erinnerungen an M. Rainer Lepsius

Ich habe M. Rainer Lepsius relativ spät kennengelernt, als wir beide die Fünfzig bereits überschritten hatten. In meinem Studienjahr in Heidelberg in den fünfziger Jahren, wo ich die Seminare von Karl Löwith und Hans-Georg Gadamer besuchte, bin ich ihm nicht begegnet, da er sich zu jener Zeit als Fulbright-Stipendiat an der Columbia University befand. Auch während des Weber-Kongresses von 1964, an dem ich als Diskutant des Referats von Talcott Parsons teilnahm, lernten wir uns nicht kennen. Hierzu kam es erst viel später, und zwar im September 1983 im Hause unseres gemeinsamen Freundes Hans Albert, der in Mannheim Kollege von ihm gewesen war. An jenem Abend machte mir Lepsius – auch im Namen von Wolfgang Schluchter – den Vorschlag, im Sommersemester 1985 als Max-Weber-Gastprofessor nach Heidelberg zu kommen: ein Vorschlag, den ich mit Freuden annahm. Dies gab uns die Gelegenheit, uns häufiger zu sehen, sowohl im Institut für Soziologie der Universität als auch in seinem gastfreundlichen Haus in Weinheim. Er war – und das weiß jeder, der ihn kannte – eine faszinierende Persönlichkeit. Seine Gespräche kreisten um historische Themen, von der deutschen Vergangenheit bis hin zu den Problemen der Wiedervereinigung Deutschlands und der Europäischen Union, denen er in der Folgezeit viel Aufmerksamkeit und scharfsinnige Analysen widmete. Hier begannen unsere Begegnungen, die bis zum vergangenen Jahr fort dauerten. Wir sahen uns während meiner folgenden Aufenthalte in Heidelberg, aber auch in Italien, genauer: in Florenz, wo er 1988/89 am Europäischen Universitätsinstitut lehrte, in Turin – hier war er korrespondierendes Mitglied unserer Akademie, der Accademia Taurinensis – und nochmals im vergangenen Jahr in Rom.

Als ich Rainer Lepsius kennenlernte, war er intensiv mit der kritischen Ausgabe der Werke Max Webers beschäftigt. Weber war ja gewissermaßen – und zu Recht – zu seinem kulturellen „Helden“ geworden, auch wenn dieser wohl nicht von Beginn an im Zentrum sei-

nes Interesses stand, weder in München und in Köln, wo er zunächst Volkswirtschaft und Rechtswissenschaft, dann auch Soziologie studierte, noch an der Columbia University, wo er sich als seine Lehrmeister Robert K. Merton und Paul Lazarsfeld auserwählte. Seine ersten Untersuchungen bewegten sich im Kontext der Industriesoziologie; erst seit Ende der fünfziger Jahre – kurz nach Erscheinen des klassischen Buches von Ralf Dahrendorf von 1957 über soziale Klassen und Klassenkonflikt – nahm er die Fragen der sozialen Schichtung und des Konflikts in der industriellen Gesellschaft in Angriff. Es folgten die Jahre der Auseinandersetzung zwischen der Frankfurter Schule, deren Vertreter (wie Max Horkheimer und Theodor W. Adorno) aus dem amerikanischen Exil zurückgekehrt waren, und einer positivistisch ausgerichteten Soziologie; es folgten die Jahre der Studentenrevolte und bald darauf des Terrorismus der Roten Armee Fraktion. Lepsius hatte stets eine misstrauische, wenn nicht gar ablehnende Einstellung gegenüber der Kritischen Theorie. Auch Habermas gegenüber – dessen politisches Engagement er durchaus schätzte – hielt er Distanz. Er wollte die Soziologie nicht auf eine negative Kritik der bestehenden Gesellschaft verpflichten (oder sie darauf begrenzen), sondern sie in den Dienst der „Aufklärung“ gestellt sehen, wie er sie verstand.

Die ersten zwei Jahrzehnte nach dem Zweiten Weltkrieg waren bekanntlich gekennzeichnet durch ein zunehmendes Interesse am Werk Max Webers – und nicht nur in der Bundesrepublik. Die von Johannes Winckelmann edierten Ausgaben erlebten trotz philologischer Fragwürdigkeiten (was vor allem die 4. Auflage von *Wirtschaft und Gesellschaft* von 1956 betrifft) eine weite Verbreitung. Der einleitende Essay von Theodor Heuss zur Sammlung der *Politischen Schriften* (1958) machte die Persönlichkeit Webers zu dem bedeutendsten Vertreter einer deutschen liberalen Tradition, die in Gegensatz zum aggressiven Nationalismus der Wilhelminischen Zeit stand, während ein Jahr später das ikonoklastische Buch von Wolfgang J. Mommsen, *Max Weber und die deutsche Politik*, die Grenzen des Vorhabens einer Neuordnung Deutschlands auf demokratischer Grundlage hervorhob. In denselben Jahren erfuhr das Werk Webers eine rasche internationa-

---

le Verbreitung auf beiden Seiten des Atlantiks. Es waren die Jahre, in denen die von Edward Shils herausgegebene englische Übersetzung von Teilen der *Aufsätze zur Wissenschaftslehre* herauskam (1949), danach die italienische im Jahr 1958 und die französische im Jahr 1965. Kurze Zeit später gab es Übersetzungen von *Wirtschaft und Gesellschaft*, nachdem die spanische Übersetzung bereits 1944 erschienen war: 1961 auf Italienisch, 1968 auf Englisch, schließlich 1971 auch auf Französisch. Bereits 1937 hatte Talcott Parsons in *The Structure of Social Action* Max Weber als einen der drei Grundpfeiler – neben Émile Durkheim und Vilfredo Pareto – der zeitgenössischen Soziologie bezeichnet. Während des Naziregimes schwieg man Weber in Deutschland tot, und sein Erbe wurde vor allem von der angelsächsischen Welt übernommen, wozu die zur Emigration gezwungenen deutschen Forscher entscheidend beitrugen. Der von Otto Stammer, dem damaligen Vorsitzenden der Deutschen Gesellschaft für Soziologie organisierte Kongress in Heidelberg im April 1964 markierte auch die offizielle Anerkennung der internationalen Bedeutung von Webers Werk.

Rainer Lepsius hatte an dieser Bewegung keinen erkennbaren Anteil. Dieser wird erst später sichtbar, und dabei schlug er einen Weg ein, der sich von der Wiederbelebung der Methodenlehre unterschied, aber auch von der Interpretation der modernen Gesellschaft als Folge eines spezifischen „Rationalisierungsprozesses“. Er bediente sich Webers Werk und der von ihm entwickelten Begriffe vor allem, um die Geschichte Deutschlands und Europas im Übergang vom 19. zum 20. Jahrhundert und im 20. Jahrhundert zu verstehen. Er fand, wie er es in einem Interview formulierte, bei Weber einen Ansatz vor, der ihn in drei Hinsichten überzeugte: „Wir haben es immer mit der Gegenüberstellung von Person und Struktur zu tun. Weber ist kein Strukturalist, bei dem die Person verschwindet. Ferner sind wir immer mit, wie Weber sagt, Ordnungen der Handlungskoordination von individuellem Handeln über Institutionen konfrontiert. Das individuelle Verhalten wird bezogen auf Prozesse der Handlungskoordination, die das individuelle Handeln strukturieren. Und wir haben es, drittens, mit einer be-



ständigen Gegenüberstellung von ‚Kultur und Gesellschaft‘ zu tun.“ Webers Interesse habe sich auf die „Interaktion von drei Perspektiven: Kultur, Gesellschaft, Individuum“ gerichtet, vor allem auf die Institutionen und die ihnen zugrundeliegenden Prozesse der Institutionalisierung. Entscheidend sei der prozessuale Charakter, der bei seiner Analyse im Mittelpunkt stehe.<sup>1</sup> Hierbei bezog sich Lepsius vor allem auf die Weber’sche Typologie der Herrschaft – in erster Linie aber nicht nur auf den Typus der charismatischen Herrschaft –, etwa um das Aufkommen des politischen Nazisystems und die Funktion des „Führers“ im Dritten Reich zu analysieren. Die Diktatur Hitlers, die institutionellen Ordnungen der Bundesrepublik und der DDR, die Teilung Deutschlands in zwei Staaten, die Beziehung zwischen den Nationalstaaten im politischen System Europa, aber auch das nach 1918 von Weber formulierte politische Programm sind Themen, die er in einer Reihe von Aufsätzen näher untersuchte, von denen einige in Aufsatzbänden zusammengetragen sind.<sup>2</sup> In ihnen stoßen wir immer wieder auf die von Weber in seinem Werk vorgeschlagenen und verwendeten Begriffe, die Lepsius für seine eigenen Analysen einsetzt.

Seit den siebziger Jahren bekundete Rainer Lepsius ein gesteigertes Interesse an der Entwicklung der deutschen Soziologie, wozu ihn auch der Vorsitz der Deutschen Gesellschaft für Soziologie von 1971 bis 1974 veranlasste. Als dann das Max-Weber-Institut, das Winckelmann an der Münchner Universität eingerichtet hatte, unter die Leitung der Bayerischen Akademie der Wissenschaften fiel und es sich zur Aufgabe gemacht hatte, eine kritische Gesamtausgabe der Schriften Webers anzufertigen, war Lepsius einer der Initiatoren des Unternehmens. Von da an bis zu seinem Tod stand die Weber-Ausgabe im Mittelpunkt seiner wissenschaftlichen Arbeit. Zusammen mit Wolfgang J. Mommsen widmete er sich der Sammlung und Veröffentlichung der

---

1 Adalbert Hepp/Martina Löw (Hg.), *M. Rainer Lepsius, Soziologie als Profession*, Frankfurt a.M./New York 2008, S. 55.

2 M. Rainer Lepsius, *Interessen, Ideen und Institutionen*, Opladen 1990, in: Ders., *Demokratie in Deutschland*, Göttingen 1993, und in: Ders., *Institutionalisierung politischen Handelns*, Wiesbaden 2013. Auf Italienisch erschien eine Auswahl unter dem Titel: *Il significato delle istituzioni*, Bologna 2006.

---

Briefe von Weber, fast 3.500 Briefe, die sieben dicke Bände füllen. Als Mommsen 2004 in der Ostsee den Tod fand, hielt er unbeirrt an dem Unterfangen fest, konnte es aber dann selbst nicht mehr zu Ende führen.

Dank dieser enormen Arbeitsleistung ist es uns heute möglich, das Leben Max Webers, seine Beziehungen zum Familien- und zum Freundeskreis, die Gestaltung und Entwicklung seines Werkes detailliert kennenzulernen, besser als dies die Biografie seiner Frau Marianne erlaubt, die sich von einer hagiografischen Absicht leiten ließ und viele Einzelheiten über das erotische Leben von Max Weber unterdrückte. Lepsius selbst war sich zwar der Größe der Persönlichkeit Webers bewusst, nahm aber nie eine unkritische, beschönigende Haltung ihm gegenüber ein. Und er gab auch nicht der Versuchung nach, eine „Gesamt“-Interpretation zu liefern, wie dies viele vor ihm versucht haben. Dennoch ist sein Beitrag von grundlegender Bedeutung, um die entscheidenden Aspekte von Leben und Werk Max Webers zu verstehen. Man braucht nur an die Einleitungen zu den Briefbänden und an einige der diese begleitenden Aufsätze zu denken, wie beispielsweise den über Webers Beziehung zum Heidelberger oder den zum Münchner Milieu, oder sein Porträt von Mina Tobler, der „Freundin Max Webers“.<sup>3</sup> Das Interesse von Lepsius dehnte sich jedoch auch auf andere Vertreter jenes Bildungsbürgertums aus, dem er selbst sich zugehörig fühlte und zu dem auch seine Vorfahren gehörten: der Ägyptologe Karl Richard, der Theologe Johannes, der Maler Reinhold, deren Spuren er in Deutschland und im Ausland ausfindig zu machen suchte. Sein Interesse an den Personen verband sich mit dem Interesse für die Orte, an denen sie lebten, im Falle Webers für die Städte, die er besuchte, und für die Gebäude, in denen er wohnte. Ich erinnere mich noch sehr gut daran, wie er mir in Florenz das Hotel in der Via Cavour zeigte, in dem Weber logiert hatte, und wie er mir in Rom – einen Tag nach der von der Accademia Nazionale dei Lincei

---

3 M. Rainer Lepsius, „Mina Tobler, die Freundin Max Webers“, in: *Marianne Weber. Beiträge zu Werk und Person*, hg. von Bärbel Meurer, Tübingen 2004, S. 77ff.

aus Anlass von Webers 150. Geburtstag organisierten Tagung<sup>4</sup> – mit Zufriedenheit erzählte, dass er zusammen mit den Schluchters das Haus in der Via Crescenzo ausfindig gemacht habe, in dem sich Weber zu Beginn des 20. Jahrhunderts aufgehalten hatte und seiner quälenden Depression entkommen war.

Jener Tag war der letzte, an dem ich ihn sah. Er war bereits von Müdigkeit gezeichnet und sehr gealtert. Aber so, wie er die Tagung gewissenhaft verfolgt und sein Referat gehalten hatte, lief er immer noch unbändig durch die überfüllten Straßen Roms. Im darauffolgenden Monat informierte mich unser Freund Schluchter über den Schlaganfall, den er nach seiner Heimkehr erlitten hatte, und über die anschließende letzte Phase seines Lebens. Wenn ich heute die geliebten Ufer des Neckar nicht, wie geplant, wiedersehen und an dem Gedenken an ihn nur aus der Ferne teilnehmen kann,<sup>5</sup> so tröstet mich die Erinnerung an unseren gemeinsamen Besuch des Hauses in der Ziegelhäuser Landstraße 17, in dem Weber lange Jahre lebte, und an die Kennerschaft und Empathie, mit der Rainer Lepsius mir alle Einzelheiten der Geschichte seiner Bewohner schilderte.<sup>6</sup>

---

4 Dazu die Tagung “Ripensare Max Weber. In occasione del centocinquantenario della nascita” (Atti dei Convegni Lincei, 287), Roma 2015.

5 Pietro Rossi konnte wegen der Erkrankung seiner Frau an der Gedenkfeier nicht teilnehmen.

6 Dazu M. Rainer Lepsius, *Das Haus in Heidelberg, Ziegelhäuser Landstraße 17*, demnächst in: *Max Weber und seine Kreise*, Tübingen 2016.